

SWR2 Essay

Die unschönen Ränder

Spaziergangsliteratur an den Peripherien von Metropolen

Von Millay Hyatt

Sendung: Montag, 23. November 2015

Redaktion: Stephan Krass

Regie: Felicitas Ott

Produktion: SWR 2015

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Essay können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

Mitschnitte aller Sendungen der Redaktion SWR2 Essay sind auf CD erhältlich beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden zum Preis von 12,50 Euro.
Bestellungen über Telefon: 07221/929-26030

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Spr. 1

Kaum ein literarischer Text in der europäischen Tradition, der nicht auch auf zwei Beinen entstanden ist. Die Standardposition des Schriftstellers mag zwar das Sitzen sein – am Schreibtisch oder am Sekretär, über einen Laptop, eine Schreibmaschine oder einen Papierbogen gebeugt, in der Schreibstube, im Café oder am Küchentisch. Doch die Worte fangen so oft vor allem dann an zu fließen, wenn sich der Schreiber aus dieser statischen Position auffaltet und sich schrittweise in und durch die Welt bewegt. Die Bedeutung des Gehens für das Schreiben ist immer wieder von Literaten und Philosophen beschworen worden: So preist Montaigne den ziellosen Streifzug sowohl durch die Landschaft wie auch durch die eigene Bibliothek, wo er sich die Ideen und Worte pflückt, die er später am Schreibpult zu Papier bringt. Goethe, Rousseau, Nietzsche oder auch Robert Walser suchen den Atemraum der Natur, um den Kopf frei zu machen. Ein strammes Laufen in einer schönen Landschaft soll die Nervenbahnen lockern und lüften, die schlummernden Gedanken freischütteln, damit sie dann in der Schreibstube aufgeschrieben werden können. Je schneller die mechanisierten Fortbewegungsmittel ab dem 19. Jahrhundert werden, desto mehr grenzt sich das literarische Gehen dazu ab als Entschleunigung: Der Geist beruhigt sich, konzentriert sich und findet in der wachen Bewegung durch die Welt Worte, um diese zu erfassen.

Spr. 2

Parallel dazu taucht der urbane Spazierliterat auf, der Flaneur, der die wuchernden Metropolen Europas durchstreift und mit seinem irrlichternden Blick in sich aufsaugt. Für Baudelaire, Joyce oder Poe stellt die Großstadt eine flimmernde Kulisse dar, dessen Fülle an Reizen den Spaziergänger in diese und jene Richtung zieht, um dem Autor in ihm rasende, fragmentarische Texte zu entlocken. In diesen klassischen Texten der Moderne wird die liebliche Landschaft, der erhabene Blick von den Bergen hinab ins Tal, ersetzt durch Werbeplakate, hastende Menschen, Warenauslagen in den Schaufenstern, den Schmutz und den Lärm von Verkehr und Verkauf.

Spr. 1

In den Literatur-generierenden Promenaden begegnet dem Literaten die Welt als Hintergrund, als Quelle der Inspiration, als Stoff. Gleichzeitig ist er, indem er sie durchläuft, Teil von ihr: Er sitzt nicht passiv am Fenster und schaut ihr zu, wie sie vorbeizieht, sondern zieht mit, lässt sich mitreißen von ihrer Bewegung. Ob er in der Natur oder in den Straßen der Großstadt umherläuft, ist zweitrangig – der Flaneur wie auch der Berg-und-Tal-Wanderer gehen in der Umgebung, durch die sie sich bewegen, auf. In seinem für den Flaneurbegriff grundlegenden Essay *Der Maler des modernen Lebens* schreibt Baudelaire, dass die Menschenmenge der Stadt dem Flaneur das ist, was die Luft dem Vogel oder das Wasser dem Fisch. Sie ist sein Element, er labt sich an ihr, an der unerschöpflichen Vielfalt der Gesichter, Haltungen, Gesten, an dem wirren, treibenden, hitzigen Überfluss an Eindrücken. So wie sich der Spaziergänger im Wald an den grünen Wipfeln und am Gesang der Vögel labt, wenn er zwischen Fichten und Eichen entlang schreitet. Mögen der innere Zustand und vor allem auch die aus diesen Weltgängen entstehenden Texte sich in Ton, Stil und Inhalt wesentlich unterscheiden: Den Stadtpaziergänger und

den in der Natur Wandelnden eint der Genuss und die Lust an der durchschrittenen Umgebung. Ob Stimulation, Beruhigung, Anstachelung oder Entspannung – die begangene Welt und der Autor sind miteinander im Einvernehmen. Er sucht sie auf, weil sie schön ist oder aufregend und sie bietet sich ihm in dieser Schönheit oder Abenteuerlichkeit dar.

Spr. 2

Aber ist dies die einzige Art und Weise, als Autor oder Autorin durch die Welt zu marschieren?

Spr. 3

„Wieviel Zeit ich damit zubrachte, etwas kaum zu finden am Rand der Stadt, in einer Wiese, in die ich mich setzte, in den Brennesseln, etwas kaum zu finden in einer Akazienpflanzung, auf der Körnung auf dem Hirschstettener Parkplatz, auf dem Grasrand der Autobahn, an der unzugänglichen Rückseite des Stadlauer Gewerbeparks [...], also hinter den großen und riesengroßen Kaufhallen und Märkten. [...] Dann zog es mich wieder hinaus an den Wildzaun an der Autobahn, es zog mich, dort zu stehen wie mit nichts eigentlich.“

Spr. 2

Das schreibt der österreichische Schriftsteller Peter Waterhouse in seinem Buch *Der Honigverkäufer im Palastgarten und das Auditorium Maximum* über seine Streifzüge am ausgefransten, von Einkaufs-Malls und Tankstellen zugestellten Stadtrand Wiens. Waterhouse steht für eine Spaziergangsliteratur, in der es weder um die Reizüberflutung, noch um das Erhabene oder die Erholung geht. Es ist ein Schreiben und ein Gehen, in dem die Landschaften und der durch sie hindurch Wandelnde sich voneinander weg bewegen anstatt sich einander anzuschmiegen. Haben wir die vom Gehen inspirierte Literatur grob in die Kategorien Großstadt und Natur aufgeteilt, so umfasst diese dritte Orientierung die Orte und Zwischenorte, die dort nicht vorkommen, scheinbar uninteressant sind: die von Schnellstraßen zerklüfteten Peripherien der Metropolen, welche Kleinstädte gezeichnet von leisem Verfall, in Vergessenheit geratenes Ödland zwischen unscheinbaren Siedlungen. Kurz, es geht um die unschönen Ränder. Spaziergangsautoren dieser Gattung laufen an der unwirtlichen Peripherie und schaffen daraus Texte, die einen scharfen Blick auf Dinge werfen, an denen sonst die Blicke abprallen, auf Orte, an denen kaum jemand freiwillig herumschlendert: Transiträume, Durststrecken, banale Zwischenräume der Hässlichkeit. Was sie dort suchen und finden, liegt nicht auf der Oberfläche, fällt nicht vom Himmel, sondern stellt sich als Frage, wie Peter Waterhouse in seinem Buch immer wieder betont:

Spr. 3

„War hier in Hirschstetten, in welchem es mehr Lastwagen, Wagen, Autobusse und Anhänger gab als Dorfhäuser, die Stille zu hören? [...] Wollten die Stadtränder mit den Gewerbe- und Werbeparks und Supermärkten [...] angeschaut und geliebt werden? [...] Rannten an den Plakatwänden der Vorstadt und Vorvorstadt die Toten entlang, rannten sie am Rand?“

Spr. 1

Der unscheinbaren Landschaft werden in diesen Spaziergängen verdrängte oder getilgte Geschichten entlockt, es wird dort etwas wahr- und ernstgenommen, wo es vorgeblich nichts wahr- oder ernstzunehmen gibt. Verblasste Spuren werden erspäht und akribisch, liebevoll, mit einer seltsamen Besessenheit gelesen. Wie Säuglinge, die auf ein Tapetenmuster starren, während die Eltern um sie herumturnen und Grimassen schneiden, gehen diese Autoren unbeirrt durch Vororte und Gewerbegebiete anstatt sich von Großstadt- oder Naturkulissen verführen zu lassen. Dabei erweitern sie die gängige Vorstellung von Landschaft. 1979 behauptete Lucius Burckhardt, der Schweizer Begründer der Spaziergangswissenschaft, in seinem Text *Warum ist Landschaft schön?*

Spr. 3

„Darüber sind wir uns doch einig: die Kuhfladen [...] gehören mit zur Landschaft, die weggeworfenen Konservenbüchsen der Touristen aber nicht.“

Spr. 1

Genau dem widersprechen Autoren wie Peter Waterhouse. Die Konservenbüchsen gehören nicht nur zur Landschaft, sondern haben vielleicht auch mehr zu erzählen als Kuhfladen. Die deutsche Schriftstellerin Esther Kinsky strukturiert ihren Roman *Am Fluß* um Spaziergänge, die sie oder ihr Alter Ego, die namenlose Erzählerin, entlang des River Lea am östlichen Rand von London gemacht hat. Über Jahrhunderte war der Fluss eine wichtige Wasserquelle und Wasserstraße für die Stadt, bis sich im 19. Jahrhundert an den Ufern allerhand Industrie ansiedelte. Mit dem Zusammenbrechen dieser Industrien nahm die Bedeutung des Flusses ab. Die Bezeichnung Roman ist für das Buch von Esther Kinsky eigentlich irreführend, weil es hier in erster Linie um reale Orte geht – um solche, die mit Flüssen in einem Zusammenhang stehen – und um die Erfahrung, an ihnen entlang zu gehen oder in ihrer Nähe zu leben. Die Autorin läuft also am Ufer des River Lea hoch und begegnet allerhand hingeworfenem, liegengelassenem, hingebauten Schrott.

Spr. 3

„Unergründliche, unzugängliche Gebäude, hier und da bestückt wie mit abgeschobenem Mobiliar: Brücken, die keine waren, Treppenstufen ins Nichts, fensterlose Klötze, Zäune in hohem Unkraut, Abfall, der sich in Zweigen und Unkrautdickicht verfangen hatte, herübergeweht von der Stadtseite, die hinter dem gestrüppigen Streifen ganz dicht ans Wasser rückte, neuere Siedlungen, vor denen Schwäne reglos auf dem Wasser saßen.“

Spr. 2

Warum möchte Esther Kinsky hier entlang laufen, immer wieder, warum schreibt sie das auf? Nach und nach ergibt sich anhand ihrer Beschreibungen nicht nur ein konkretes Bild dieses bestimmten River Lea-Abschnitts, sondern auch ein Eindruck von etwas Größerem: Das Verfallene, Vermüllte und Verwachsene werden in ihrem

Text zu Wahrzeichen der endlosen Schlacht zwischen Ordnung und Entropie. Rost, blätternde Farbe, ungezähmtes Grünzeug deuten auf die ständig neuen und vergeblichen Versuche, Orte zweckdienlich zu machen. Sie verweisen auf die Widerborstigkeit organischen Lebens. Die neuen Siedlungen, die sie in ihrem Text erwähnt, sind ein Schlüssel in diesem Bild. Das schmutzige River Lea-Ufer versetzt die Autorin zurück in ihre Kindheit am Rhein, wo es ähnlich beklemmende Orte gab,

Spr. 3

„die in solcher nutzlos entwilderten Leere lagen, sich mit einer Schicht von wucherndem Kraut und Verwahrlosung überzogen und allem Schönen fremd blieben. In meiner Kindheit gab es solche voreilig asphaltierten Wege ins Nichts, in Erwartung von Siedlungen zwischen Fluß und Ortschaft, entlang den Eisenbahnböschungen, hinter den nassen Unterführungen [...]. Die verunkrautenden Arbeitswege abseits ausgeschürfter Kiesgruben, in Sichtweite des Kraterrands, zwischen schwächtigen Überbleibseln von Kies- und Sandhaufen. Vorboten von Landschaftsumwälzungen, die manchmal nur Gerücht blieben, Ausläufer des Traums von der Großen Begradigung der Welt.“

Spr. 2

Von hingeretzten Zweckbehäusungen und geschäftig errichteten, banalen Neubauten erzählt Kinsky, von einer Tilgungswut gegenüber den Spuren der Vergangenheit, die sowohl im Rheinland der 1960er Jahre wie auch im heutigen London sich an der Landschaft zu schaffen macht.

Spr. 3

„Tag für Tag fielen vor unseren Kinderaugen Wildnisstreifen der Bauwut zum Opfer, knorriges Gelände hinter rostigen Toren, in denen Rosen zu blütenlosem Gehölz verkommen, ungestutzte Obstbäume ineinander verwuchert waren, wo einstmals grüngestrichene Bänke unbändigem Unkraut im Arm hingen und bei der Berührung durch Menschenhand zu Staub zerfallen wären, Gärten, deren unerinnerte Besitzer ihren eigenen Namen davongeflogen waren. Hier, in London, waren die Gründe für Spurentilgung andere als im Land meiner Kindheit, die Traurigkeiten, die sich in den seichten und stumpfen Klüften zwischen den Häusern niedergelassen hatten, sahen sich jedoch zum Verwechseln ähnlich.“

Spr. 1

Das schlecht und unfertig Gebaute, die kleinen Wiedereroberungen der Natur, der leise vor sich hin dümpelnde Verfall – all dies deutet für die Autorin auf den sturen, aber immer wieder versagenden menschlichen Willen, die Welt einzuebnen und zu begradigen. Die Kulisse ihrer Spaziergänge am River Lea sowie an anderen Flüssen entlang zeigt eine Landschaft, die diesem Willen immer wieder ausgesetzt wird, sich ihm aber auch widersetzt. Zumindest ist an diesen Zwischenorten noch nicht ausgemacht, wer sich durchsetzen wird: die Begradigungsmaschine mit ihren glatten Oberflächen und von Geschichten und Zufall leergefegten Räumen oder die verworrenen Vogelbeerbüsche, die im Unterholz raschelnden Kleintiere, die illegalen

Wagenburgen, die halb verwilderten, pyromanen Kinder, der wuchernde Müll. Kinsky zeigt sich solidarisch mit den Widerspenstigkeiten, die das Ordnen eine Sisyphusarbeit werden lassen, mit dem Unkraut:

Spr. 3

„Zwischen Weidengehölz und Eisenbahndamm tat sich eine Schneise auf, Land, das sich der Nützlichkeit verweigerte, eine unbezeichnete verletzte Stelle der Stadt, durch die etwas eindrang, was die Unbarmherzigkeit aller Ordnungen unterspülte.“

Spr. 2

So sehr Kinsky die nicht urbaren Brachen und verschlissenen Ecken verteidigt – ihr Text lebt von der Unentschiedenheit zwischen Ordnung und Wildnis, nicht von der Wildnis allein. Sie spaziert und schreibt an der Schwelle zwischen dem, was sie an einer anderen Stelle spöttisch die „Große Verschönerung“ nennt und dem wilden Chaos der Natur. Der River Lea und die anderen Flüsse in ihrem Buch stehen für diese Schwelle, für diese unruhige Begegnung zwischen Kontrolle und Auflösung. So wie das schmutzige Flusswasser unermüdlich gegen die eindämmenden Ufermauern schwappt und sie dabei stetig abnutzt, so reiben sich in Städten Struktur und Zerfall immer wieder aneinander, pfuschen sich gegenseitig ins Handwerk. Besonders sichtbar wird dies an den Stadträndern, wo sich Leerräume auftun, wo die Reichweite der Industrie, des vorschriftmäßigen Wohnraums und des Kommerz endet. Zufälliges, Ungeplantes, Verworfenes, Vergessenes oder Unansehnliches wird hier abgeladen oder macht sich von alleine breit. Unordnung frisst sich in Ordnung ein, während der Wille zur Reglementierung und Nutzbarmachung immer wieder ansetzt und zu glätten versucht. An Flüssen schlägt sich dieser Widerstreit besonders deutlich nieder: Bauliche Maßnahmen, Flüsse kontrollierbar und berechenbar zu machen, müssen ständig erneuert werden, kämpfen unentwegt gegen die Zersetzungen und die Eigenwilligkeit des Wassers an.

Spr. 1

Esther Kinsky hat sich nicht zufällig einen Stadtrandfluss für ihre Wanderungen ausgesucht. Ihr Interesse gilt genau diesem unentschiedenen Wettstreit. Weder sorgsam gepflegte Stätten historischer Erinnerung noch eine gänzlich sich selbst überlassenen Wildnis ziehen sie so sehr an wie die bröckelnden Reste überholter Lebens- und Arbeitsformen und das Gestrüpp, an dem sich die Zeit des Vergessens und der Vernachlässigung ablesen lässt. Sie verfällt nicht einer einfachen Gegenüberstellung von Natur und Zivilisation und auch eine Ruinenromantik kann man ihr nicht vorwerfen – obwohl sie manchmal dicht daran vorbeischrämt, wenn sie etwa verwitterte Fabriken im goldenen Abendlicht leuchten lässt. Doch ihre Stimmung, wenn sie durch das Gerümpel vergangener Zeiten wandert, sich einen Weg bahnt durch die Pflanzen, Tiere und Abfälle, die sich schamlos vermehren in den Stadtritzen, ist nicht die einer Begeisterten. Sie ist fasziniert von dem, was sie sieht, aber ihr ist auch bang zumute. Zwar findet sie am Fluss Freiräume und Wunderlichkeiten, die in der durchkomponierten Stadt oder auf dem bis zur Erschöpfung bewirtschafteten Land keine Chance hätten. Aber vor allem begegnen ihr Spuren der Misswirtschaft, der Amnesie und der Respektlosigkeit. So stellen ihre Spaziergänge einen Akt der Zeugenschaft dar. Die Verwahrlosung der gewachsenen

Strukturen der Stadtlandschaft sollen benannt und sichtbar gemacht werden, genauso wie die Spuren ihrer „Begradigung“.

Spr. 2

Auch in Texten von W.G. Sebald – die Esther Kinsky sicherlich als Vorbild dienten – findet sich eine tiefe Erschütterung angesichts solcher Zerfallserscheinungen bei gleichzeitiger Skepsis gegenüber voreiligen Aufräumaktionen. In seinem Buch *Die Ringe des Saturn. Eine englische Wallfahrt* durchstreift Sebald zu Fuß einen englischen Landstrich – und zwar die dünn besiedelte Grafschaft Suffolk im Osten Englands, mit Blick auf die Verwüstungen, durch die Ortschaften und Landschaften über die Jahrhunderte gezeichnet sind. Das mag zunächst überraschen. Dass es entlang eines Industrieflusses im Osten Londons Verschleißerscheinungen gibt, ist auf Anhieb einleuchtend, aber die liebliche englische Küstenlandschaft mit ihren Bauernhöfen, Marschwiesen und Weiden? Fast könnte man vermuten, Sebald habe sich einen klassischen Schönheitsort zum erhabenen Spazieren ausgesucht. Doch was er auf seinen einsamen Wanderungen und den daran anknüpfenden Recherchen aufdeckt, sind Spuren von Krieg und Naturgewalt, von Gier und Borniertheit, von Siechtum und Katastrophe. Er begegnet den Verheerungen des Kolonialismus, horcht dem leise In-Sich-Zusammensacken ehemals stolzer Bauten und Städte nach, ist Zeuge vom Kollabieren ganzer Industrien und Familien. Die tragischen oder auch nur sonderbaren Schicksale, die er erzählt, sind einerseits verwoben mit den Landstraßen, Anwesen und Küchengärten Suffolks, andererseits mit fernen Ländern und vergangenen Zeiten, die sich in einer verblüffenden Logik mit diesem Ort verknüpfen lassen: China um 1850, Kroatien um 1940, Polen um 1860, der Kongo um 1890.

Spr. 1

Es ist, als hätte Sebald am eigenen Körper erlebt, was er auf seinen Wanderungen auffindet. Immer wieder kommt er auf seinen eigenen geistigen und körperlichen Zustand beim Gehen zurück, beschreibt Ermüdung, Verwirrung, „lähmende[s] Grauen“ im Angesicht der Ödnisse, durch die er marschiert - verlassene Kleinstädte, deren Blütezeit längst im ostenglischen Sand versunken ist. In diesem Sinne lässt sich auch der Untertitel des Buches – *Eine englische Wallfahrt* – lesen, wenn man bedenkt, dass die Mühsal des mittelalterlichen Pilgerns ein wesentlicher Aspekt dieser Tätigkeit war. Auch wenn der Text von einer großen Belesenheit gesättigt ist, ist es die leibhaftige Bewegung des Autors durch diese abgeschiedenen Landschaften, die ihre Verletzungen und kuriosen Eigenheiten für den Leser unmittelbar spürbar werden lassen. Die Städte, Dörfer und ehemaligen Herrschaftssitze, auf die Sebald stößt, erzählen immer wieder von der Vernichtung von Wohlstand, der durch die Arbeit und den Fleiß von Generationen hergestellt wurde. Vernichtet durch technische Innovationen, die ganze Lebensweisen auf einen Schlag hinfällig machten, sowie durch die Gewalt der Natur. So breitet Sebald die Geschichte der ehemaligen Hafenstadt Dunwich aus, einst eine der wichtigsten Hafenstädte der Region:

Spr. 3

„Tagtäglich kamen und gingen damals die Schiffe von und nach London, Stavoren, Stralsund, Danzig, Brügge, Bayonne und Bordeaux. Ein Viertel der großen Flotte, die im Mai 1230 von Portsmouth aus segelte und Hunderte von Rittern mit ihren Rössern, ein vieltausendköpfiges Fußvolk und die gesamte Entourage des Königs nach Poitou beförderte, wurde von Dunwich gestellt. Der Schiffsbau, der Handel mit Holz, Korn, Salz, Heringen, Wolle und Häuten warf so viel Gewinn ab, daß man bald imstand war, alle nur denkbaren Vorkehrungen zu treffen gegen Angriffe von der Landseite und gegen die Gewalt des unablässig die Küste zerfressenden Meers.“

Spr. 2

Doch so dick die Befestigungswälle auch gewesen sein mögen: Das Meer gewann und fraß sich satt an Dunwich, riss in verheerenden Orkannächten ganze Stadtteile davon und nahm sich den Rest nach und nach mit dem langsam aber unerbittlichen Fortschreiten der Erosion.

Spr. 3

„Dunwich mit seinen Türmen und vielen tausend Seelen ist aufgelöst in Wasser, Sand und Kies und dünne Luft. Wenn man von dem Grasplatz über dem Meer hinausblickt in die Richtung, wo die Stadt einst gewesen sein muß, dann spürt man den gewaltigen Sog der Leere.“

Spr. 2

Sebald kommt auf seiner Wanderung auch am Landschloss von Somerleyton vorbei, ein im 19. Jahrhundert ins ganze Land hinaus strahlender Prunkbau mit spektakulären Gärten, Inbegriff von Luxus und Extravaganz der High Society, heute ein vor sich hin schlummerndes Erinnerungsstück mit Öffnungszeiten. Die reglose Stille auf einem Gelände, das einmal vom Treiben der Dienstboten, Gäste, Handwerker und feinsten Gesellschaften nur so summt, wirkt unheimlich. Der Trubel des Lebens ist weggefegt worden und hinterlässt auch hier den Sog der Leere, in dem der heutige Besucher wie auch die Leserin von Sebalds Beschreibung leicht benommen nach Halt sucht. Wie in einer „Pfandleihanstalt“ fühle er sich, schreibt Sebald, beim Erkunden der unbenützten Räume. Das Sammelsurium an Gegenständen, die hier herumliegen, hat nach dem Verlust des Reichtums und Einflusses seiner Eigentümer jeglichen Sinn verloren. Doch dann wechselt die Perspektive, und statt von der armseligen Gegenwart auf die üppige Vergangenheit zu schauen, lässt Sebald diese Vergangenheit im Licht ihrer Überreste hart und hässlich erscheinen.

Spr. 3

„Wie abweisend, habe ich mir gedacht, muß Somerleyton zur Zeit des Großunternehmers und Parlamentsabgeordneten Morton Peto gewesen sein, als vom Keller bis zum Dach, vom Tafelgeschirr bis zu den Aborten alles nagelneu war, bis in die winzigsten Einzelheiten aufeinander abgestimmt und von gnadenlos gutem

Geschmack. Und wie schön dünkte das Herrenhaus mich jetzt, da es unmerklich dem Rand der Auflösung sich näherte und dem stillen Ruin.“

Spr. 1

So scheint die Trauer über die Zerstörungen durch die Zeit eine Zärtlichkeit gegenüber deren Spuren nicht auszuschließen – auch nicht ein ästhetisches Gefallen an den Zeichen dieses Verfalls. Wie bei Kinsky vermengen sich bei Sebald Schwermut im Angesicht des Untergangs mit Wohlwollen gegenüber den abgenutzten Dingen. Dabei rücken bisweilen Zerstörung und Schöpfung so dicht aneinander, dass sie fast ununterscheidbar werden, wie in dieser bemerkenswerten Passage über die britischen Wälder und ihre Rodung:

Spr. 3

„Die Entstehungsgeschichte dieser traurigen Gegend ist eng verbunden [...] mit der über viele Jahrhunderte, ja über Millenien fortschreitenden Zurückdrängung und Zerstörung der dichten Wälder, die nach der letzten Eiszeit sich ausgebreitet haben über das gesamte Gebiet der britischen Inseln. [...] Die rückläufige Entwicklung setzte ein mit dem Auftauchen der ersten Siedler, die an den regenarmen östlichen Küstenstrichen, wo sie sich niederlassen wollten, Feuerbrände legten. Wie zuvor die Wälder in unregelmäßigen Mustern den Erdboden kolonisiert hatten und allmählich zusammenwuchsen, so fraßen sich jetzt in ähnlich unregelmäßiger Weise immer weiter sich ausdehnende Aschenfelder in die grüne Laubwelt hinein.“

Spr. 1

Die Parallelität, die hier zwischen der „Kolonisierung“ des Erdbodens durch die Wälder und deren Verwandlung in Asche durch die menschlichen Siedler hergestellt wird, lässt jeglichen Verdacht der Naturromantik im Keim ersticken. Zwar gilt Sebalds Lamento vor allem der Zerstörung der Wälder, doch stellt er auch deren Entstehen als einen Akt der Aggression gegenüber dem dar, was vorher dort war. Was zerstört wurde und wird, ist deshalb nicht zwangsläufig unschuldig, hören wir heraus, nicht einmal, wenn es sich um Eichen und Ulmen handelt. Dieser Gedanke geht über in eine Reflektion der entscheidenden Rolle des Feuers in der menschlichen Zivilisation:

Spr. 3

„Die Verkohlung der höheren Pflanzenarten, die unaufhörliche Verbrennung aller brennbaren Substanz ist der Antrieb für unsere Verbreitung über die Erde. Vom ersten Windlicht bis zu den Reverberieren des achtzehnten Jahrhunderts und vom Schein der Reverberieren bis zum fahlen Glanz der Bogenlampen über den belgischen Autobahnen ist alles Verbrennung, und Verbrennung ist das innerste Prinzip eines jeden von uns hergestellten Gegenstandes. Die Anfertigung eines Angelhakens, die Manufaktur einer Porzellantasse und die Produktion eines Fernsehprogramms beruhen letzten Endes auf dem gleichen Vorgang der Verbrennung. Die von uns ersonnenen Maschinen haben wie unsere Körper und wie unsere Sehnsucht ein langsam zerglühendes Herz. Die ganze Menschheitszivilisation war von Anfang an

nichts als ein von Stunde zu Stunde intensiver werdendes Glosen, von dem niemand weiß, bis auf welchen Grad es zunehmen und wann es allmählich ersterben wird.“

Spr. 2

Der Mensch erscheint in dieser Passage als das Wesen, das verbrennen muss, um zu gestalten, das selbst im Verglimmen begriffen ist und mit ihm die ganze Welt verheizt. Hier wird der Kampf zwischen Entropie und Ordnung, den Esther Kinsky an Flüssen und ihrer Regulierung festmacht, ausgeweitet in eine allgemeine anthropologische Aussage. Noch weiter sogar, denn Sebald benennt nicht nur den kohlebefeuerten Schaffenswillen des Menschen, sondern auch seinen Körper, der nach den Gesetzen der Thermodynamik wie jeder andere physikalische Körper auch der Unordnung zustrebt. Je wärmer, desto chaotischer, desto mehr Entropie, lehrt die Physik. So changiert Sebald in seinen Reflektionen zwischen Ebenen der Wahrnehmung und der Sympathie. Je weiter er heraus zoomt und die Menschheit oder gar das physikalische Universum als Zerstörungsmaschine begreift, desto globaler und unspezifischer wird die darauf reagierende Bestürzung und desto beliebiger wird die Parteinahme. Gilt es, der verbrannten Wälder zu gedenken – oder des Erdbodens, den sie einst kolonisiert haben? Ist der Angelhaken als Opfer des industrialisierten Fischfangs – was in *Die Ringe des Saturns* ausführlich thematisiert wird – zu beklagen, oder sind es die Bäume, die verkohlt werden mussten, damit der Angelhaken produziert werden konnte? Man könnte die umfassende Trauer, die aus dieser Unentschiedenheit entsteht, als den Grundton dieses Buches beschreiben.

Spr. 1

Allerdings scheut Sebald sich auch nicht, unmissverständlich Täter zu identifizieren, wie in der niederschmetternden Passage über die Rolle von Kurt Waldheim im Völkermord der Kroaten an den Serben, Juden und Bosniaken während des Zweiten Weltkriegs. Aber auch diese Geschichte endet mit einer universellen Geste, mit dem weitesten Zoom des ganzen Buches, wenn man so will: Nach eingehender Beschreibung der mörderischen Kampagne der kroatischen Ustascha-Milizen und der Komplizenschaft der Heeresgruppe E, zu der Waldheim gehörte, erzählt Sebald von der Botschaft, die Waldheim in seiner späteren Rolle als Generalsekretär der Vereinten Nationen für etwaige Außerirdische ins All geschickt hat. Das Grußwort im Gepäck der Raumsonde *Voyager II* steuert, so Sebald, „die Außenbezirke unseres Sonnensystems“ an. Somit, lautet die Schlussfolgerung, ist das Abgründigste, das wir als Menschen hervor gebracht haben, sogar noch jenseits der eigenen planetarischen Umlaufbahn präsent.

Spr. 2

Auf die Ustascha-Milizen, die ihn ins All hinausführen, kommt Sebald über den „Sailors' Reading Room“ in der kleinen Küstenstadt Southwold. Ursprünglich so etwas wie ein Vereinsraum für Seeleute, wandelte sich das Häuschen über die Jahre parallel zum Dahinschwinden der Seefahrt an diesem Ort zu einem kleinen maritimen Museum. Sebald fühlt sich in der ausgestorbenen Leere dieser Räume wohl, wohler als an den meisten im Buch beschriebenen Orten.

Spr. 3

„Wenn ich in Southwold bin, ist der Sailors' Reading Room bei weitem mein liebster Ort. Besser als sonst irgendwo kann man hier lesen, Briefe schreiben, seinen Gedanken nachhängen oder, während der langen Winterszeit, einfach hinausschauen auf die stürmische, über die Promenade hereinbrechende See.“

Spr. 2

Hier macht Sebald auf seiner Wanderung Rast und blättert in einem herumliegenden Buch über den Ersten Weltkrieg, studiert eingehend die Beschreibungen und Fotografien der damaligen Geschehnisse auf dem Balkan. Am selben Nachmittag sitzt er wieder an einem menschenleeren Ort, in einem Hotelrestaurant in Southwold, dessen Stille nur von der markierten Zeit einer Standuhr unterbrochen wird. Das rhythmische Ticken versetzt den Autor in einen Zustand „wie im ewigen Frieden“, so schreibt er, bis er beim beiläufigen Überfliegen einer Zeitung auf einen Artikel über die Verbrechen der Ustascha stößt. Die Lektüre am Morgen im Sailors' Reading Room hat den Weg bereitet und so wird er hineingezogen in die Geschichte und zieht uns mit.

Spr. 1

Der Rhythmus dieser Begegnungen und Entdeckungen in den von Sebald erkundeten Landschaften spiegelt die Dialektik von Zerstörung und Ordnung wieder, die auch bei Esther Kinsky eine tragende Rolle spielt. Verlassenheit und Verfall mahnen an die Vernachlässigungen, Verbrechen oder Katastrophen, die diesen Zustand herbeiführten. Gleichzeitig stellen die geborgenen, wenn auch nur von der verstreichenden Zeit gezeichneten Dinge und Orte eine Art Trost dar: Sie trösten über die Kälte und Stumpfsinnigkeit des Neuen und Geradlinigen hinweg. Sie sind ein Beleg dafür, dass das erbarmungslose Fortschreiten der Nutzbarkeits- und Verwertungslogik sich noch nicht überall durchgesetzt hat. Die „ausgedienten und arbeitslosen Kutter“ im Hafen von Lowestoft etwa haben ihre Zweckmäßigkeit verloren, und treten jetzt als Überlebende in Erscheinung, als trotzig Verweigerer der eigenen Hinfälligkeit. Sie sind immer noch da, und lassen sich von der sanft schaukelnden Nordsee in den Schlummer wiegen.

Spr. 2

Sechs Jahre nachdem Sebald zu seiner Wallfahrt ansetzte, stopft der britische Schriftsteller Iain Sinclair eine Allwetterjacke, ein extra Paar Socken und einen Stadtplan in seinen Rucksack und macht sich auf den Weg, die London umschließende Ringautobahn M25 abzulaufen. Er bewältigt dieses wahnwitzige Unternehmen in sechs Etappen und schreibt darüber ein stacheliges, ausuferndes Buch, *London Orbital*. Die vom Finanzkapital vorangetriebene Umgestaltung seiner Heimatstadt stellt für ihn den Hintergrund dar, vor dem die unnützen und vergessenen Dinge und Orte umso schützenswerter und liebenswürdiger erscheinen. Seine Aktion ist ein Abwehrreflex gegen die Kommerzialisierung der britischen Hauptstadt, für ihn exemplarisch verkörpert durch den Millennium Dome (heute in „The O₂“ umbenannt). Sein fast 600-Seiten starkes Buch beginnt mit den Worten:

Spr. 3

„Mit dem Dome, dem Millennium Dome, fing alles an. Ein Drang fortzugehen von diesem Teflonmeteoriten auf Bugsby's Marshes. Ein weißes Ding hatte man in den Schlamm der Greenwich Peninsula fallen gelassen. Irgendwo mussten die Wellen auslaufen. Die Stadt musste von Innen nach Aussen gekehrt werden, der Müll weht gegen den Begrenzungszaun. Eine Reise, eine Provokation. Eine Flucht. Bleib nicht stehen, habe ich mir gesagt, bis du auf die Piste triffst, den äußeren Ring. Der Punkt, wo London seine Geister aufgibt.“

Spr. 1

Sinclair stößt auf dieser „Flucht“ auf allerhand Geröll, das durch die Zentrifugalkraft der Innenstadt im Laufe der Zeit an den Rand geschleudert wurde: vor allem militärische und andere dubiose Forschungseinrichtungen, ehemalige Irrenhäuser und Anstalten, die heute zu Kurhotels für Neureiche umfunktioniert werden, und jede Menge Schrottverwertungsanlagen, abgepackte Autowracks und nach abgestandenem Fett riechenden Imbisswagen. Mit unerbittlichem Durchhaltevermögen läuft sich Sinclair die Füße wund, nimmt dabei Dauerregen, Nachtmärsche und immer wieder einen knurrenden Magen in Kauf, alles selbstironisch und geistreich kommentiert. Dabei schält er für den Leser die Schichten der Zeit von den Bauten und Orten eine nach der anderen ab. In seinem witzigen, anarchischen und immer wieder vor Wut schäumenden Buch prangert er die willentliche Verdrängung von Geschichte an, das zynische Zudecken und Verklären einer noch unaufgearbeiteten Vergangenheit. Die Waffenfabriken und Müllverbrennungsanlagen von gestern, welche die Erde, das Wasser und die Menschen mit ihrem toxischem Abfall vergiftet haben, die Leiden derer, die in geschlossenen Anstalten zwangseingewiesen und interniert wurden – diese, so sein Vorwurf, werden aktuell vergraben unter ein paar Eimern frischer Farbe und einem hübschen Rasen. Wenn man *London Orbital* liest, möchte man sofort beim Denkmalschutz anheuern und sie retten, all die Barracken und Gemäuer voll mit Geschichte, die an den Rändern der glitzernden Citys immer schneller dem Neuen weichen sollen. Iain Sinclair beschreibt sie uns mit bösem Humor und einer scharfen Zunge.

Spr. 2

Und so werden auch in diesem Buch die Schutthaufen, Containerlager und Autowracks, die in armseligen Wäldchen zerstreut liegen, zu Zeichen von widerspenstigem Leben. In Zeiten der ästhetisch und lebensweltlich glattgebügelt Städte erinnern diese unansehnlichen Ecken an die verdrängten Realitäten von proletarischer Arbeit und sperriger Materialität. Die schmutzige Unordnung in den vergessenen Außenbezirken und Nischen unserer Städte erinnert an die Produktions-, Arbeits- und Klassenverhältnisse, auf denen gläserne Bürotürme und Penthouse-Lofts errichtet wurden. Stadtrandwanderer und –wanderinnen entwickeln einen scharfen Blick für diese zählebigen Restposten, deren stumme Botschaften sie protokollieren wollen.

Spr. 1

Aber nicht nur aus politischem Realitätssinn schlagen an den Rändern die Herzen dieser Spezies von Spaziergangsliteraten höher. Sondern auch, weil die verschrotteten Überbleibsel einer vergangenen Welt im gleißenden Licht und den geschliffenen Linien der technischen Innovation als Poesie erscheinen. Esther Kinsky nimmt auf Flohmärkten die alten, abgewetzten Dinge zärtlich in die Hand und dokumentiert ihre Spaziergänge mit einer alten Lochkamera. Schön sind sie, weil diese Dinge aus der Zeit gefallen sind, weil sie nicht mehr verschwinden hinter ihrem zweckgebundenem Nutzen wie eine neue Digitalkamera oder die Waren in einem Kaufhaus. Sebald malt sich und seinen Lesern aus, wie die Landschaft in Suffolk durch die Windmühlen belebt gewesen sein musste zu der Zeit, als sie noch überall in Betrieb waren, „wie ein Glanzlicht in einem gemalten Auge“ – so Sebald – bis sie verblaßten und „mit ihnen die gesamte Umgegend“. Dass sich die Windmühlen den damaligen Bewohnern dieser Landstriche eher als Kraftwerke dargestellt haben, so funktional, modern oder störend wie uns heute Windkraftparks erscheinen, geht in dieser Betrachtungsweise unter.

Spr. 2

Der an den Stadträndern Wiens sich herumtreibende Peter Waterhouse horcht auf einer anderen Ebene nach den lyrischen Momenten, schaut weniger in die Richtung des Dahingeschwundenen, sondern eher dem Seienden in die Augen. Mit Aufmerksamkeit und Wohlwollen wendet er sich der Tankstelle zu, der Schnellstraße, dem Parkplatz. Orte, die der französische Anthropologe Marc Augé als Nicht-Orte bezeichnet hat: neutrale Nutzräume der modernen Welt, die so funktional und homogen gehalten werden, dass nichts an ihnen hängen bleiben kann, keine Eigenheiten, keine Geschichte, keine Identität. Doch Waterhouse spürt gerade hier „Einladungen“ oder „Hintergründe“ auf, wie er schreibt. Zwar gedenkt auch er der „Wiesen und Haine[n] und Dörfer[n] und Hütten [...], Lehmwege[n], Gärten und Schuppen“ welche die Stadt in ihrer Ausdehnung verschluckt hat, mokiert sich auch über das stupide Demontieren von Altgedientem, um es durch fragwürdige Innovationen zu ersetzen – so etwa der Wiener Südbahnhof, der einem neuen Hauptbahnhof weichen muss. Aber das Zubetonieren der Peripherie ist für ihn nicht bloß abweisend und ungreifbar, sondern hat auch ein schlagendes Herz:

Spr. 3

„Am Frühabend meiner nachtlangen Wanderung durch die leeren Häuserzeilen der Ziegelarbeiterfamilien, Zeile für Zeile längst abgerissen, wo jetzt niemand wohnte und sich eine Parklandschaft und Stille erstreckte, war ich lange gesessen auf einem Barhocker in der Tankstelle und hatte den Erzählern zugehört, zumeist jungen Frauen, deren Freunde oder Brüder oder Ehemänner oder wer weiß wer auf dem Parkplatz draußen im Misch- und Halblight des Abends und der Tankstelle ihre Autos abtrockneten, abtasteten, die aus den vier Waschanlagen wieder herausgekommen waren, die dort drinnen abgeföhnten noch einmal nachtrockneten, eincremten, die Fenster putzten auf der Innenseite, die kleinen Matten und Teppiche im Wageninneren oder ausgebreitet auf dem Parkplatz saugten, auf die Polstermöbel einen Schaum sprühten und den Schaum wegsaugten, die Ablagen und Regale und Fenstersimse mit einem Staubtuch reinigten, die Innenräume lüfteten oder fertig

waren mit allem und eine Zigarette sich schmecken ließen [...]. Wieviel Lust ich hatte auf Worte und Buchstaben. Und wie viel Lust ich empfand an den Stadträndern.“

Spr. 1

So liebevoll sich diese Männer um ihre Autos kümmern, so liebevoll hört Waterhouse hinein in den von Verkehrslärm dröhnenden und durch Funktionsbauten ästhetisch verarmten Stadtrand. Was er wahrnimmt, sind zögernde Pausen, Versprecher, „kleine zärtliche Fehler“, wie er schreibt. Diese Risse im souveränen Erzählen, in der effizienten Verbreitung von Botschaften, eröffnen ihm ganz hintergründige Welten. Wenn die Frau im Tankstellencafé ihrer Freundin vom *definitiv* bevorstehenden Urlaub mit ihrem Freund erzählt, aber dabei anstatt *definitiv defenetiv* sagt, offenbart sich für Waterhouse ein Stocken des Getriebes. Und auf diese Stockungen ist er scharf, und ihretwegen lungert er am Stadtrand herum:

Spr. 3

„Aber da [...], in dieser Bestimmtheit und Gewißheit, in der Nachdrücklichkeit und in der Eindeutigkeit der Abreise, war eine Verzögerung oder eine Unsicherheit oder die Nichtnachdrücklichkeit gewesen, auf welche ich ja immer wartete [...]. Erzählte das Wort *defenetiv* etwas, das wir nicht wussten, sagte weder ja zur Reise noch nein, sondern sagte etwas Unbekanntes? Sagte nichts Definitives? [...] War es möglich, dass wir alle nicht wussten? Aber allesamt *defenetiv* waren? Dass solche Worte uns gut taten und dass wir sie brauchten?“

Spr. 1

Auf diese Unbestimmtheiten und Ungewissheiten, auf diese „Hintergründe“, wie er sie immer wieder nennt, muss Peter Waterhouse geduldig warten. Er muss sich langweilen in der Einöde der Discounter und an den routinierten Gesprächen im Tankstellencafé über heiratende Bekannte, über den bevorstehenden Urlaub, über die Bankenkrise. Bis etwas aufblitzt, ein winziger Defekt, eine minimale Störung, welche die plattgewalzte Ordnung der Städte und der Menschen in ihrem Umgang miteinander kurz aufbrechen lässt. Und etwas anderes hervor scheinen lässt, etwas Zärtliches und Schönes. Die Stimmen der Erzählenden fangen in seinen Ohren an zu singen und Waterhouse fragt sich und uns:

Spr. 3

„War das Caféhaus zur Haltestelle nicht ein Konzerthaus? Ging ich nicht immer wieder dorthin, um ins Konzerthaus zu gehen? [...] War in keiner Musik nicht sogar mehr an Musik? [...] War in wenig Schönheit nicht viel Schönheit? War in der Erzählung von den Banken und Krediten und Verlusten und maßlosen Gewinnen nicht eine andere Erzählung, die Erzählung von der bankfreien Welt?“

Spr. 2

Während Esther Kinsky, W.G. Sebald und Iain Sinclair auf ihren Streifzügen eher auf das Untergegangene oder Untergehende aufmerksam machen, wittert Peter Waterhouse am nordöstlichen Rand Wiens den Duft zarter Hoffnungs-, Zukunfts-

oder vielleicht einfach nur Gegenwartspflänzchen. Er wittert sie in der unvollkommenen Rede der Menschen, er wittert sie in den Supermärkten und an den Autobahnbrücken, er wittert sie in der studentischen Besetzung einer leerstehenden Hirschstettener Volksschule, wo die jungen Menschen zusammen kochen und Fahrräder reparieren und leben wollen, anders leben und anders träumen, und wo sie ein Transparent aufgehängt haben mit den Worten FÜR ALLE. Die Schule wird von der Polizei brutal geräumt, und Waterhouse benennt die Verantwortlichen. Aber es sind die Jungen, deren frischer Wind durch dieses Buch bläst, die Zwanzigjährigen in der besetzten Schule, die jungen Frauen an der Tankstelle, die pubertierenden Kinder des Autors. Vielleicht ist *Der Honigverkäufer im Palastgarten und das Auditorium Maximum* auch deswegen ein sehr leichtes Buch, obwohl es auch von sehr traurigen Dingen handelt.

Spr. 1

Allen Autoren, die wir auf ihren Erkundungsgängen begleitet haben, ist gemeinsam, dass sie durch ihre Wanderungen in unschönen Gefilden immer wieder an andere, weit entfernte Orte versetzt werden – oder zumindest beim Erzählen immer wieder auf andere Orte zu sprechen kommen und ihre beschrittenen Territorien mit den Schicksalen ganz anderer Räume und Menschen verweben. Wie schon angedeutet, ist dies besonders bei Sebald der Fall, der in seinen Aufzeichnungen über die „englische Wallfahrt“ weniger Seiten für die Beschreibung seiner Wege in Suffolk verwendet als für Abschweifungen in die Geschichte und in andere Orte. In einer berühmten Passage seiner *Bekenntnisse* stellt Rousseau eine Analogie auf zwischen dem Spazieren und dem Erzählen – beide seien am Schönsten, wenn sie nicht zielgerichtet seien, sondern auf Umwegen vorankämen. Auch an den Rändern der Spaziergangsliteratur gilt dieses Prinzip, und so liegen bei Sebald sein Aufenthalt auf dem Amsterdamer Flughafen Schiphol oder seine Ausführungen zum irischen Bürgerkrieg keineswegs von seinem „Ziel“ weiter entfernt als das Fleckchen Hedenham, die letzte Station seiner Fußreise. Auch Esther Kinsky verschlägt es immer wieder an andere Flüsse, sei es der Rhein, die Oder, der Yarkon in Tel Aviv oder der Hooghly River in Westbengalen. Es ist die Randzone Wasser, die sie immer wieder quer durch die Welt lockt.

Spr. 2

Bei Iain Sinclair finden die Verknüpfungen zu entfernten Orten und Zeiten auf eine sehr konkrete, faktengestützte Weise statt: Die Anlagen und Bauten, die er auf seinem Treck um London besichtigt, haben alle ihre je eigene Geschichte, welche nicht selten mit der Weltgeschichte verwoben ist. So läuft er gleich zum Ausgang seiner Stadtumgebung an Three Mills vorbei. Hier, so erfahren wir, stellte der zionistische Aktivist und Biochemiker Chaim Weizmann während des Ersten Weltkriegs für die Königlich Britische Admiralität Aceton her. Die Kontakte, die er im Rahmen dieses wichtigen Beitrags zum Sieg der Alliierten knüpfte, trugen zur britischen Unterstützung eines neuen jüdischen Staats in Palästina bei, dessen erster Präsident Weizmann werden sollte. Und so häufen sich in Sinclairs Buch die Bezüge und Zusammenhänge, bis jeder Abschnitt der 188 km langen M25 zu einem von historischer und politischer Bedeutsamkeit strotzenden Pflaster wird, das immer auch auf andere Orte verweist. Im Zusammenhang mit einem zum Abriss verurteilten

ehemaligen Isolierkrankenhaus, durch dessen Gelände Sinclair vom Archivar des Hospitals geführt wird, notiert der Autor seine Erkenntnis, dass

Spr. 3

„scheinbar zufällige Steinhaufen, Erdlöcher, Gleisteile, kaputte Tore zu einer lebendigen Geschichte gehören.“

Spr. 2

So erzählt der Archivar unter anderem, dass Margaret Thatcher im Vorfeld des Bergarbeiterstreiks 1984/85 Kohlevorräte hier gelagert hatte. Schon damals habe er durch seine intimen Kenntnisse des ganzen Areals dieses geheime Vorgehen beobachten können. Sinclair schließt die Passage mit einem Schlüsselsatz, der für unser Thema als Motto dienen könnte:

Spr. 3

„Kenne deinen eigenen Flecken und der Rest der Welt wird lesbar.“

Spr. 2

Auch die Ausfallstraßen Wiens führen Peter Waterhouse durch die Welt – nach London, an den Genfer See, nach Ruanda. In seinem Buch *Die Geheimnislosigkeit. Ein Spazier- und Lesebuch* bietet er eine Erklärung dafür, warum die Randzonen die Weltlesbarkeit oder -hörbarkeit eher begünstigen als die repräsentativen Innenstädte:

Spr. 3

„Vor [...] der Tankstelle, vor dem Schuttberg aus weißen eiswürfeligen Waschmaschinen und Geschirrspülern, vor dem Tor der Simmeringer Firma Pro Fett, [...] auch angesichts der irgendwo hingestellten, zumindest hemmungslos hingestellten Pfeiler der Autobahn, oder vor der homogen grünen Lärmschutzwand, [...] auch vor den Höfen mit Pfützen, Kies und Neutralität, vor dem Brennesseldickicht, vor dem Gestrüpp, vor dem Schilf, das auf dem Kanalufer wächst, [...] da könnte ich sein überall in meinem Leben und am Rande der Stadt Dakar und in einem Gelände in Mexiko und auf den Feldern des Flughafens Narita in Tokio, aber vor dem St. Stephansdom stehend, das vielgenannte wetteifernde Hans-Hollein-Haus in meinem Rücken, bin ich nirgendwo.“

Spr. 1

So kehren die Randspaziergänger und –spaziergängerinnen das konventionelle Bild der Anonymität und Ungreifbarkeit der Vor- und Zwischenorte um. Anstatt im ausgeschilderten Zentrum zu suchen, wo alles schon gefunden und etikettiert worden ist, streunen sie an den Nebenschauplätzen herum. Sie suchen dort nicht nach etwas Bestimmten...

Spr. 3

„(- suchet und ihr werdet finden: falschester Satz). (Such, und es ist nicht mehr da.)“

Spr. 1

schreibt Peter Waterhouse – sondern sie warten, hören, sehen und gehen. Und begegnen dabei der Welt auf eine unmittelbarere Art, als es an den Orten möglich wäre, wo es angeblich etwas zu sehen gibt. Dass diese Erkundungen sie oft erschöpft, wütend und niedergeschlagen hinterlassen, hat mit konkreten, historisch und politisch verortbaren Vorgängen zu tun: mit dem Ausverkauf unserer Städte und Industrien, mit dem Raub an Gemeingut, mit der Gier und Dummheit von Investoren. Auf einer universelleren Ebene hat es vielleicht auch etwas mit der Paradoxie im Herzen unseres Begriffs von Landschaft zu tun. Das Wort „Land“ lässt sich in vielen indogermanischen Sprachen auf die Bedeutung Brache oder Rodungsland zurückführen. Mit der Rodung ist die Zerstörung benannt, die einem wirtschaftlichen oder baulichen Nutzen einer bewaldeten Fläche vorausgeht, die Zerstörung also, ohne die es kaum menschliche Lebensräume gäbe. Die Brache entsteht nach der Nutzung, die die Rodung ermöglicht hat. Sie ist die Leere, die sich auftut, nachdem die Menschen das Interesse an dem Raum verloren oder ihn so schwer beschädigt haben, dass er für ihre Bedürfnisse nichts mehr hergibt.

Spr. 2

Wenn man aber genau hinsieht, ist keine Brache leer. Sie ist durchfurcht von den Spuren ihrer Nutzung und Abnutzung, von den Zugriffen, die sie überhaupt erst zu einem Stück Land gemacht hat. Aber sie ist auch bestimmt von neuem Leben. Von marginalen, unscheinbaren, überraschenden Formen der Lebendigkeit. In verfallenen und vernachlässigten Räumen kann auch Neues oder Widerständiges oder, um mit Peter Waterhouse zu sprechen, Zärtliches gedeihen.